

Die Krebsdiagnose als Horrorvision



Krebs ist die zweithäufigste Todesursache in der Schweiz. Sie folgt unmittelbar nach den kardiovaskulären Krankheiten. Jeder zweite Mann und jede dritte Frau wird einmal im Leben mit der Diagnose Krebs konfrontiert. Da deren Inzidenz mit der steigenden Lebenserwartung der Bevölkerung zunimmt, wird auch die Zahl der neu diagnostizierten Krebskrankheiten in Zukunft weiter ansteigen. Krebs ist also eine häufige Krankheit, genauso wie die koronare Herzkrankheit. Warum aber trifft die Diagnose Krebs die betroffene Patientin und den betroffenen Patienten ungleich härter als die Diagnose einer Herzinsuffizienz, deren Prognose *quoad vitam* in vielen Fällen ja wesentlich düsterer ist als diejenige einiger Karzinome?

Krebspatienten sind offensichtlich anders, wie Künzler et al. in ihrem Beitrag anschaulich darlegen.¹ Eine Krebskrankheit wird in der Bevölkerung als sehr gefährlich, jedenfalls bedrohlicher als ein Myokardinfarkt oder eine AIDS-Erkrankung beurteilt, und die Möglichkeiten, sich davor zu schützen, werden als ziemlich schlecht wahrgenommen.

Warum dieser Horror vor der Krebskrankheit? Ich vermute, dass er etwas mit der Natur der malignen Neoplasie zu tun hat. Sie entsteht aus einer entarteten und damit fremd gewordenen Zelle, die sich unkontrolliert zu teilen beginnt und wie ein Parasit das eigene Gewebe, den eigenen Körper verdrängt und schädigt, bis die Krankheit zuletzt als Geschwulst sichtbar oder spürbar wird. Der Patient empfindet das als Angriff durch einen fremden Organismus, darum auch der Name «Krebs», der sich im Körper festklammert und ihn zerstört. Das Versagen eines Organs, z.B. des Herzmuskels bei einer Herzinsuffizienz, erscheint demgegenüber nicht fremdbestimmt und deshalb wohl psychologisch weniger unheimlich – dies ganz im etymologischen Sinn des Wortes!²

Die Diagnose Krebs war in unserem Kulturkreis schon immer ein Tabu. Sogar der Zerstörer aller Tabus, Sigmund Freud, hat die Diagnose seines Mundbodenkarzinoms über viele Jahre verdrängt, an dem er nach unzähligen chirurgischen Eingriffen 1939 im Londoner Exil schliesslich verstorben ist. In der Schweiz ist es noch nicht lange her, dass wir dazu übergegangen sind,

die Patienten über ihre Krebsdiagnose aufzuklären. In russischen Spitälern gilt hingegen nach wie vor, dass dieser Befund geheim gehalten wird. Dem westeuropäischen Besucher wird vor dem Betreten des Krankenzimmers eingeschärft, das ominöse Wort Krebs beim Gespräch mit dem Patienten nicht in den Mund zu nehmen. Man beobachtet in dieser Beziehung sozusagen ein West-Ost-Gefälle, indem z.B. in den USA der Umgang mit dieser Diagnose noch wesentlich lockerer gehandhabt wird als in Westeuropa.

Derartige seit Jahrhunderten mit einem Tabu belegte Themen wie die Diagnose Krebs lassen sich nicht mit rein rationalen Argumenten enttabuisieren. Viele betroffene Patientinnen und Patienten brauchen dazu fachärztliche Unterstützung, die ihnen die Psychoonkologie bieten kann. Die Krebskrankheit gehört eben offensichtlich psychologisch zu einer anderen Kategorie von Leiden als die Herzinsuffizienz und die meisten anderen somatischen Krankheiten. Darum hat sich bis heute die Etablierung eines Faches «Psychokardiologie» nicht als notwendig erwiesen. Die Onkologen müssen sich auch hüten, den Schrecken vor der Diagnose Krebs mit unredlichen Statistiken bekämpfen zu wollen, nämlich solchen, die uns weismachen wollen, dass heute über 90% der Krebspatienten geheilt werden können. Dass hier z.B. auch die Basaliome eingeschlossen sind, wird dabei meistens verschwiegen. Solche Taschenspielertricks tragen nicht zur Vertrauensbildung und zur Enttabuisierung der Krebserkrankung bei.

Eindrücklich ist auch, wie tiefgreifend Erfolg oder Misserfolg klinischer Studien mit neuen zytostatisch wirkenden Substanzen den Aktienkurs einer pharmazeutischen Weltfirma und damit einen ganzen nationalen Aktienindex beeinflussen kann, wie wir vor kurzem wieder erlebt haben. Krebs scheint eben doch anders zu sein.

Rolf A. Streuli

1 Künzler A, Znoj H, Bargetzi M. Krebspatienten sind anders. Schweiz Med Forum. 2010;10(19–20):344–7.

2 «Unheimlich» entwickelte sich etymologisch als Gegenteil des gemeingermanischen Wortes *heim* und dessen Bedeutung von «Haus, Wohnort, Heimat» (Quelle: Wikipedia).